

Tischgespräch über den Fall Macchiarini

Autor(en): **Egger, Matthias**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin**

Band (Jahr): **31 [i.e. 30] (2018)**

Heft 119: **Die Verwandlung von Big Science : wie sich die teuersten Forschungsprojekte öffnen**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-821442>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Tischgespräch über den Fall Macchiarini

Von Matthias Egger

Als ich bei einem Nachtessen neben Agneta Bladh sass, der Vorsitzenden des Schwedischen Forschungsrats, drehte sich das Tischgespräch bald um den Fall Paolo Macchiarini, den italienischen «Star-Chirurgen» mit Schweizer Wurzeln, der vom Karolinska-Institut bei Stockholm entlassen und wegen wissenschaftlichen Fehlverhaltens für schuldig befunden wurde.

Manu Friederich

Macchiarini hatte sich in der regenerativen Medizin einen Namen geschaffen, weil er künstliche Luftröhrentransplantate mit körpereigenen Stammzellen der Patienten behandelte und einsetzte. Die Zeitschrift The Lancet, die mehrere seiner Arbeiten veröffentlicht hatte, lobte ihn als jemanden, der Grenzen durchbricht. Er selber zitierte den Dichter T.S. Eliot: «Nur wer riskiert, zu weit zu gehen, kann herausfinden, wie weit man gehen kann.»

Alle drei Patienten, die in Schweden ein Transplantat erhielten, starben. Macchiarini aber wurde 2015 zunächst vom Vorwurf des wissenschaftlichen Fehlverhaltens freigesprochen. Doch ein Jahr später überstürzten sich die Ereignisse, als die schwedische TV-Serie «Die Experimente» den Fall unter die Lupe nahm: Es kam zu einer Vertrauenskrise am Karolinska-Institut, der Vizekanzler, der Forschungsdekan und der Vorsitzende der Universitätsleitung traten zurück, und die Untersuchungen wurden nochmals aufgenommen. Im Juni 2018 kam man zum Schluss, dass Macchiarini und sechs weiteren Forschenden wissenschaftliches Fehlverhalten vorzuwerfen war.

Bei Tisch waren wir uns einig, was die Rolle der Medien betrifft: Ohne sie wäre der Betrug vielleicht nie aufgedeckt worden. Weniger Einhelligkeit herrschte darüber, welche Lehren aus dem Fall zu ziehen sind. Schweden wird ein unabhängiges nationales Organ einrichten, das National Misconduct Board. Ich argumentierte, dass es fundierte unabhängige Untersuchungen und faire Urteile gewährleiste, da die unvermeidlichen Interessenkonflikte von Institutionen, Zeitschriften und Geldgebern wegfallen. Andere waren der Ansicht, dass die Untersuchungen «in der Verantwortung der Universitäten liegen».

Als ich wieder zu Hause war, stellte ich mir die Frage, wie gut das Schweizer System für einen Paolo Macchiarini gerüstet wäre. Nicht allzu gut. Die jüngsten Ereignisse zeigen, dass dieselben Risiken auch hier bestehen. Wir benötigen dringend eine Debatte darüber, wie wir am besten mit wissenschaftlichem Fehlverhalten umgehen.

Matthias Egger ist Präsident des Nationalen Forschungsrats des SNF. Antworten Sie ihm auf Twitter @eggernsf.

Leserbriefe

Resonanz auf provokative Idee

In seiner Kolumne im Horizonte vom Juni hat Matthias Egger eine Lotterie für Forschungsgelder vorgeschlagen. Das Echo war vielstimmig. Eine Auswahl.

Auf den ersten Blick hat mich die Idee, Forschungsprojekte per Lotterie zu finanzieren, zum Lachen gebracht. Aber nach dem Lesen Ihrer Argumente denke ich, dass es in der Tat eine sehr gute Idee ist. Natürlich, die Lotterie würde nicht die sehr guten und die sehr schlechten Projekte betreffen. Aber es ist wahr, dass für Projekte von schlicht guter Qualität die Entscheidung auf Basis ziemlich unfairer Elemente getroffen wird; die Beziehung zwischen den Rezensenten und dem Bewerber, die subjektive Sicht der Rezensenten, die Unwägbarkeit, dass der Kritiker gerade in einer schlechten oder guten Stimmung ist. Auf den zweiten Blick mag ich die Idee daher wirklich.

Catherine Thevenot, Universität Lausanne

Ihre Idee ist politisch nicht zu verteidigen und gefährlich. Wir leben in einer Zeit gesellschaftlicher und politischer Unsicherheiten und Ungerechtigkeiten. Die Wissenschaft bleibt eine der letzten Bastionen, die eine gewisse Objektivität und Rationalität verteidigen – ein fundamentales Element für Sicherheit und Gerechtigkeit. Durch die Einführung von Lotterie und Zufälligkeit in die Wissenschaft würden Sie ihr die Grundlage für die Rationalität wegnehmen. Wissenschaft braucht Nachvollziehbarkeit.

Miguel Borreguero, Hydrologe

Ihre unkonventionellen Überlegungen treffen sicher einen Nerv. Ich selbst habe erfolgreich zwei grössere SNF-Projekte erhalten. Ich erlebe aber bei vielen Kolleginnen und Kollegen, insbesondere beim wissenschaftlichen Nachwuchs, eine gewisse Frustration, wenn das sehr aufwendige Erstellen eines Forschungsantrages nicht zum Erfolg führt. Nicht eine Lotterie kam mir in den letzten Jahren in den Sinn, sondern die viel diskutierte Idee des «bedingungslosen Grundeinkommens». Für die Gemeinschaft der Forschenden könnte es eine Inspiration sein. Man kann davon ausgehen, dass die Professorinnen und Professoren motiviert und qualifiziert sind, gute Forschungsprojekte durchzuführen. Alle paar Jahre könnte zum Beispiel jede Professur in der Schweiz das Recht auf eine mehrjährige Doktorandenstelle haben, ohne sich darum bewerben zu müssen.

Oliver Krüger, Universität Freiburg

Vielen Dank für diese mutige Idee! Ich sitze inzwischen selber in einigen Auswahl-

gremien für Kunst und Forschung an meiner Hochschule. Man muss sich eingestehen, dass man manchmal womöglich das Neue gar nicht erkennt, wenn es denn wirklich vor einem auf dem Tisch liegt. Das trifft sowohl für Kunst als auch für Forschung zu. Insofern sind die vielen Jurys und Findungskommissionen vielleicht sogar ein Hemmnis, da sie eher das bereits Akzeptierte fördern als das Neue. Eine Lotterie ist da «blind» im besten Sinne des Wortes, ohne Vorurteil.

Gunter Lösel, Zürcher Hochschule der Künste

Digitalisierung führt zu globalen Fehlern

Ihre Texte im Horizonte vom September erwecken den Eindruck, dass digitalisierte Sammlungen in jedem Fall sinnvoll sind. Ich möchte Sie darauf hinweisen, dass es dabei Grenzen gibt. Bei einem ungenügend bekannten Taxon – also wenn die Nomenklatur unsicher ist, was auf die Mehrheit der Wirbellosen zutrifft – kann die Digitalisierung kontraproduktiv sein. Fehler bei der Identifikation, die kaum zu vermeiden sind, verbreiten sich so nämlich über die einzelne Sammlung hinaus weltweit und bewegen weitere Personen zu falschen Schlüssen. Zentral ist deshalb der Erhalt der Expertise, die zum Aufbau zuverlässiger physischer Sammlungen unabdingbar ist, die gerade bei einer späteren Digitalisierung äusserst wertvoll sind. Gleichzeitig macht dies deutlich, dass es notwendig ist, taxonomische Studien vermehrt zu unterstützen.

Ivan Löbl, Naturhistorisches Museum Genf

Akademischer Erfolg braucht Fairplay

Dass es den Dissertierenden gut geht, ist Grundlage für den Erfolg, nicht nur der Doktorarbeiten, sondern auch der Universitäten. Wie im Beitrag «Schikanen im Elfenbeinturm» (Horizonte 118) beschrieben, gibt es mehrere Möglichkeiten, Missbräuche in der Betreuung zu verhindern. Viele Hochschulen haben dafür Regeln aufgestellt. Nebst dem Doktorvater oder der Doktor-mutter werden durch die Bildung eines Komitees oft weitere Personen in die Führung der Doktorierenden einbezogen. Leider gibt es Führungspersönlichkeiten, die sich nicht an die Mitbestimmung des Komitees halten. Besonders bedenklich ist es, wenn dieses Fehlverhalten von Kollegen und Kolleginnen auf oberen Hierarchiestufen gestützt wird. Obwohl die akademische Freiheit wichtig ist, muss Fairplay durchgesetzt werden, selbst wenn dies für gewisse Machtpositionen ungünstig scheint.

Daniel Speiser, Universität Lausanne

Korrigendum

Das grösste Herbarium der Schweiz befindet sich im botanischen Garten der Stadt Genf, nicht in der Universität Zürich, wie im Horizonte vom September (Seite 28) fälschlicherweise geschrieben wurde.